

Peter Widmer: *Destruktion des Ichs – Psychoanalytische Annäherungen an den Ursprung menschlicher Aggression*, Gießen 2021, Psychosozial-Verlag, 273 Seiten

Rezensiert  
von Astrid Engl

Szene: Ein Pädagoge trennt unter Mühen zwei ineinander verkeilte Kinderkörper. Heftig schnaubend stehen sie sich gegenüber: Hass blitzt in ihren Augen, ihre Wangen nass von Zornestränen, ihr Gesicht vor Schmerz verzerrt, der Blick mit Verachtung getränkt. Auf die Frage des Pädagogen, wie es dazu kam, entgegen beide zugleich: Er hat angefangen, ich hab nichts gemacht!

Keiner der beiden lügt. Die Verwechslung des Ichs mit dem Alter Ego gehört zu einer der zu durchlaufenden Phasen der Ichwerdung, die strukturell erhalten bleibt und sich später zu einem Abwehrkomplex formiert, der sich aus Verleugnung und Projektion zusammensetzt. Offensichtlich ist es die Regel, eigene feindselige Impulse nicht wahrnehmen zu wollen und sie dem anderen zuzuschreiben. Der Aggressor ist immer der andere. Selbst stilisiert man sich zum Opfer und rechtfertigt die eigene Aggression als im Dienste der Selbstverteidigung stehend. Lässt sich dieser Clinch zwischen Kindern meist relativ leicht schlichten, wird er in der großen

Politik« schnell zur existenziellen Gefahr.

Von der Selbstbehauptung unter Kindern bis zu jener zwischen Staaten erstreckt sich eine facettenreiche Palette aggressiver und destruktiver Phänomene. Angesichts ihrer ubiquitären und zeitlosen Präsenz, ist es erstaunlich, dass die Psychoanalyse diese Regungen so »stiefmütterlich« behandelt, wie Peter Widmer schreibt.

Doch dieser Vernachlässigung nimmt sich der Autor nun an. In seiner kürzlich erschienenen Monografie konfrontiert der Autor den Leser mit der ungeschminkten Wahrheit, »[...] dass Hass und Destruktion zur *conditio humana* gehören und somit unausrottbar sind.« (S. 246) Jegliche Vorstellung einer konfliktfreien Ichentwicklung, einer harmonischen Gesellschaft oder einer ausschließlich auf Liebesregungen beruhenden Partnerschaft, bleibt reine Illusion.

Der Titel *Destruktion des Ichs* verweist auf zwei sich wechselseitig bedingende Stoßrichtungen des Vorhabens: zum einen auf die dem

Ich aufgrund seiner Konstitution inhärente Disposition zur Destruktivität sowie zum anderen auf die Schädigungen, die dem Ich von außen zugetragen werden.

Die psychoanalytische Auseinandersetzung (Kapitel 3–9) erschließt systematisch relevante Konzepte im Hinblick auf die Ichentwicklung unter Einbeziehung der Rolle der Aggression. So führt die Argumentation über die Verhandlung des Ichs in der Triebtheorie Freuds und Lacans (3) über das Verhältnis des Ichs zu Trieb und Sprache (4) sowie Zeitlichkeit (5) zur Feststellung einer fragilen *conditio humana* – welche das Ich als Ort von strukturell bedingten Mängeln ausweist (6). Damit sind die theoretischen Grundlagen erarbeitet, um nach den Voraussetzungen von destruktivem Handeln (7) und den Bedingungen zu seiner Umsetzung (8) zu fragen. Im anschließenden Kapitel (9) werden die behandelten psychoanalytischen Konzepte, die vom Autor vorgenommenen Modifizierungen und seine daraus entwickelten theoretischen Überlegungen, unter besonderer Berücksichtigung der Dimension des Hasses und des Genießens, anhand von drei praktischen Beispielen angewandt und geprüft. Die Interpretationen der gewählten Beispiele zeugen von der Produktivität seiner Thesen, indem sie zu einem tieferen Verständnis für intra- und intersubjektive psychodynamische Prozesse von Destruktivität beitragen und ihre

Anwendbarkeit auf unterschiedliche Arten von Destruktion unter Beweis stellen.

Freud, Lacan und Widmer sind sich einig: Das Ich muss erst entwickelt werden und dem Narzissmus kommt dabei eine konstitutive Rolle zu. Doch die Ausführungen Freuds und Lacans bleiben unbefriedigend hinsichtlich einer psychoanalytischen Reflexion von Destruktivität. Während der späte Freud einen im Ich angesiedelten nicht-libidinösen Aggressionstrieb postuliert, dessen Existenz er aber nicht zureichend begründen kann, ist dies für Lacan eine *contradictio in adiecto*, da ein Trieb per definitionem libidinös sei – eine Eigenschaft, die der Destruktion nicht zukomme. Obwohl Lacan im *Seminar VII* ausführlich von einem nicht-sexuellen Destruktionstrieb spricht, lässt er diese Fährte versanden.

Peter Widmer nimmt die losen Fäden der Denker auf und spinnt sie weiter. Man muss erst Nicht-Lacanianer sein, um dessen Theorie zu bejahren, schreibt er an einer Stelle (S. 114). Diese kritische Distanz hat sich der Autor bewahrt. Sie erlaubt ihm, mit Lacan gegen Lacan zu argumentieren. Durch eine Relektüre von Lacans Signifikanten-Theorie formuliert Widmer eine Kritik an dessen Triebmonismus und zeigt auf, dass es unzureichend sei, das Ich als ein bloß imaginär-bildliches bzw. vom Signifikanten repräsentiertes zu fassen, von dem keine triebhafte Aktivität aus-

ginge, und die Aggressivität ins Register des Imaginären zu verbannen. So handelt es sich beim vorliegenden Band nicht um eine weitere Sekundärliteratur zum Denken Jacques Lacans, sondern um ein eigenständiges Stück Theoriebildung, das Freuds postulierten Triebdualismus auf eine solide, theoretische Grundlage stellt. Bei der Entwicklung der Ideen wird der Leser vom Autor in verständlicher Sprache Schritt für Schritt durch seine verästelten Gedankengänge geführt.

Peter Widmer stattet das Ich mit einem Seinstrieb aus und schlägt ein um eine nicht-libidinöse Dimension erweitertes Narzissmuskonzept vor, in welchem er das Ich als ein »Gehäuse« konzipiert, das sich gegen andere Ichs und die Umwelt behaupten und schützen muss und zugleich auf deren Anerkennung angewiesen ist. Erleidet das »Ich-Gehäuse« Risse, wird es mit seiner Verletzlichkeit und Vergänglichkeit konfrontiert, eine narzisstische Kränkung, die kaum auszuhalten ist, weshalb gerne der Andere für diese Beschädigungen verantwortlich gemacht wird. Was das Ich verdrängt, ist, dass das Gehäuse nie vollkommen war.

Mit Lacan verortet er diese konstitutive Mangelhaftigkeit in der Versprachlichung des Subjekts. Doch begründet diese nicht nur einen Habensmangel und damit das libidinöse Streben des Subjekts nach dem vermeintlich verlorenen Objekt, das Lacan ins Zentrum

stellt, sondern auch einen Seinsmangel. In ihm verortet Widmer die Quelle der Ichtriebe: das nicht-libidinöse Streben nach einem vermeintlich verlorenen Nicht-Sein. Doch hier bleibt er nicht stehen. Er differenziert weiter, dass dieser Verlust des Genießens der Unmittelbarkeit bei der Ichwerdung eine Verdoppelung erfährt.

Während des Lesens drängt sich der verzweifelt monologisierende Hamlet auf. Beide Verlustquellen finden sich in der berühmten Szene thematisiert: Einmal in seinem fragenden Sprechen selbst: »Sein oder Nicht-Sein?« Als hätte er die Wahl! Beides ist eine Illusion! Es ist der Signifikant, der zugleich die Fragestellung ermöglicht, das Ich dazu antreibt ins volle Sein kommen zu wollen bzw. die Unmittelbarkeit im Nicht-Sein wieder zu erlangen – und es ist der Signifikant der beides immer schon verwehrt haben wird. Der Totenkopf, an den er sich in der populären Inszenierung wendet, symbolisiert die zweite Ursache für den Verlust der Unmittelbarkeit: die Zeitlichkeit.

Eine in der Psychoanalyse seit Freud schon immer beachtete Kategorie. Doch erst die folgenreiche Idee Widmers, sie mit der Signifikanten-Theorie zu verschränken, lässt ihre Tragweite in Bezug auf die Ichwerdung ermessen: »[...] es entsteht erst, wenn Zeit, Sprache und Körper aufeinander treffen, sich miteinander verknoten.« (S. 126) Quasi im Vorbeige-

hen, entwirft er das Ich als eines von dieser borromäischen Dreieit getragenes. Es wäre wünschenswert, wenn der Autor diese innovative Formel andernorts weiter vertieft, um ihr fruchtbares Potenzial für Theorie und Klinik weiter auszuschöpfen.

Diesen durch Sprache und Zeit induzierten Seinsmangel versucht das Ich ein Leben lang zu kompensieren. Sei es im Modus des Habens, womit sich der Erfolg des kapitalistischen Markts plausibilisieren lässt, oder durch die Idealisierung autoritärer Führungsfiguren. Die zahlreichen Beispiele aus Politik, Religion, Wissenschaft, die kontinuierliche Einbettung der theoretischen Überlegungen in die alltägliche Lebenswelt, machen das Buch nicht nur einer breiten Leserschaft zugänglich, sondern lassen Peter Widmer das Verdienst zukommen, die Psychoanalyse in ihrer Verantwortung als Instrument zur Kulturkritik ernst zu nehmen, was nicht zuletzt »aufgrund der erschreckenden Primitivität der großen Politik dringlich geworden« (S. 10) ist.

Versagen diese Ersatzbefriedigungen oder wird die Stabilität des Ich-Gehäuses durch zusätzliche Kränkungen bedroht, wird das Ich mit dem vom Signifikanten eingeführten Nichts konfrontiert: Suizid, Amoklauf, ein grausamer Mord in der Nachbarschaft. Entsetzen und Ratlosigkeit breiten sich aus. Es wird um Erklärungen gerungen: Medien, Computer-

spiele, Drogen, ein zerbrochenes Elternhaus oder gar eine psychiatrische Diagnose? Alles unbefriedigend. Dieses Buch ist die Materialisierung der hartnäckigen Überzeugung des Autors, dass es eine fundamentalere Erklärung für die ewige Wiederkehr destruktiver Phänomene geben muss. Seine These lautet: Der Hass als Motor der Destruktivität richtet sich gegen die konstitutive Unvollkommenheit der *conditio humana* selbst.

Die Beschäftigung mit ihr sei deshalb keine »Schöngestei«<sup>1</sup>. Sie birgt die Hoffnung, dass die Kinder der Eingangsszene als Erwachsene andere Wege finden werden, als ihren Hass und ihre Aggression destruktiv abzuführen. Zugespielt könnte man Peter Widmer mit Müller-Pozzi unterstellen, für eine »Kultur des Hassens«<sup>1</sup> zu plädieren. Könnte es nicht eine Entlastung sein, den Nächsten nicht lieben zu sollen, sondern hassen zu dürfen? Im Wissen um die strukturelle Bedingtheit dieser Leidenschaft? Inwieweit destruktive Phänomene unser Zusammenleben in Zukunft prägen werden, hängt maßgeblich von der Beantwortung der Frage ab, mit welcher der Autor den Leser konfrontiert: »Ist es möglich, eine Kultur aufzubauen, welche versucht, die *conditio humana* mit ihren Merkmalen der Unvollkommenheit, des Nicht-Wissens, der Abhängigkeit von anderen und der Verantwortlichkeit zu akzeptieren?« (S. 199) Zu dieser Kulturarbeit kann nie-

mand gezwungen werden. Doch Allen, die sich an diesem Projekt beteiligen wollen, sei dieses Buch empfohlen. Und für jene, die innerhalb des psychoanalytischen Diskurses für eine Psychoanalyse als Konflikt- und Triebtheorie eintreten, ist es jetzt schon Pflichtlektüre. —

- 1) Müller-Pozzi, Heinz: *Eine Triebtheorie für unsere Zeit – Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse*, Bern 2008, Huber, S. 181